

In 7. Auflage (seit 1978, 6. Aufl. 1991 ) und in erneuter Bearbeitung ist jetzt erschienen:

**Peter Knauer SJ**

**Der Glaube kommt vom Hören**  
**Ökumenische Fundamentaltheologie**

432 S., davon 23 mit farbigen Graphiken,

Books on Demand, Norderstedt 2015,

ISBN 978 3 7386 3716 8, € 15 (E-Book € 9,49)

*Bestellungen an Adressen*

*in Deutschland, Österreich, Schweiz, Dänemark, Schweden, Finnland und Frankreich*

*ohne Portokosten bei:*

<https://www.bod.de/buchshop/der-glaube-kommt-vom-hoeren-peter-knauer-9783738637168>

Fundamentaltheologie fragt, worum es beim Glauben in Grunde geht und wie sich Glaube und Vernunft zueinander verhalten. Obwohl Glaube nicht auf Vernunft zurückgeführt werden kann, kann doch nichts geglaubt werden, was einer ihre Autonomie währenden Vernunft widerspricht. Vernunfteinwände gegen den Glauben sind mit Vernunft zu entkräften.

Dieser Grundkurs des Glaubens stellt allgemeinverständlich dar, wie sich die vielen Glaubensaussagen auf *eine* zurückführen lassen: An Jesus als den Sohn Gottes glauben bedeutet, aufgrund seines Wortes sich (und die ganze Welt) in die Liebe Gottes zu Gott, des Vaters zum Sohn, die der Heilige Geist ist, aufgenommen zu wissen. Man lebt nicht mehr unter der Macht der Angst um sich selbst. Wo immer dieser Glaube besteht, ist er ein und derselbe.

---

**Neue Rezensionen zur 7., neu bearbeiteten Auflage**

(Pastoralblatt Sept. 2016, 271-278)

**Andreas Bell**

**"EINE NEUE LEHRE MIT VOLLMACHT?"**

**ÜBER EINEN PARADIGMENWECHSEL IN DER FUNDAMENTALTHEOLOGIE**

**Vertraute Ansätze**

Unter den verschiedenen theologischen Disziplinen gilt die Fundamentaltheologie nicht als die attraktivste, zumindest wenn man auf die Zahl der Abschlussarbeiten und Promotionen sieht. Über die Gründe kann nur spekuliert werden, aber das Fach gilt bei vielen hinter vorgehaltener Hand als schwierig und unergiebig.

Für gewöhnlich versteht man unter Fundamentaltheologie diejenige theologische Wissenschaft, die versucht, die *Plausibilität* des christlichen Glaubens mit den Mitteln der Vernunft aufzuweisen. Zwar lässt sich die Wahrheit des christlichen Glaubens und insbesondere seiner

Grundgeheimnisse nicht mit der Vernunft beweisen, aber - so der theologische Mainstream - man könne doch Gründe dafür angeben, warum es besser ist zu glauben als nicht zu glauben. Wenn sich die Existenz und die Allmacht Gottes nachweisen lässt, dann kann er nicht nur jederzeit in den Lauf der Welt eingreifen, sondern sich selbstverständlich auch offenbaren, und es ist eventuell sogar mit einer göttlichen Offenbarung zu rechnen. Der Mensch ist für einige Theologen von Natur aus auf eine solche Offenbarung ausgerichtet, ja er ist von vornherein als „Hörer des Wortes“ konstituiert. Es ist nur noch notwendig, aufzuweisen, dass eine solche Offenbarung sich tatsächlich ereignet hat.

Lässt sich dies mit hinreichender Wahrscheinlichkeit bejahen, etwa wegen begleitender Wunder und Prophezeiungen, folgt daraus so etwas wie eine Verpflichtung zu glauben. Was auch immer offenbart wird, ist jedenfalls auf Gottes Autorität hin anzunehmen. Die Wahrheit des Offenbarungsinhalts ist dann allerdings erst dem Glauben selbst zugänglich, und es bedarf zum Glauben selbst der göttlichen Gnade. Die Vernunft kann nur bis dicht an die Entscheidung zum Glauben heranführen, aber die Entscheidung selbst ist dann Folge der Gnade. Der Offenbarungsinhalt selbst wird in dieser Sicht eher der Dogmatik überlassen. Er bleibt in der herkömmlichen Fundamentaltheologie noch wie eingeklammert. Mit ihm beschäftigt sie sich höchstens insofern, als sie eventuell versucht, wenigstens seine Nichtwidersprüchlichkeit nachzuweisen. Aber die Tatsache der Offenbarung, die mit der Vernunft erkannt wird, und der Inhalt der Offenbarung, dessen Wahrheit zu glauben ist, sind nur rein faktisch miteinander verbunden. Man könnte sich prinzipiell auch andere Offenbarungsinhalte vorstellen.

Im Lauf der Heilsgeschichte wird die Offenbarung immer mehr ausgeweitet, bis sie dann in Jesus Christus ihre Fülle erreicht und „irreversibel“ geworden ist.

Die Vernunftgemäßheit des Glaubens besteht in dieser Sicht in seiner Plausibilität. Er muss im Rahmen der Vernunft Platz finden können. Um glauben zu können, muss man vernünftige Gründe haben; denn sonst wäre es vielleicht sogar unsittlich zu glauben. Zwingend dürfen diese Gründe allerdings auch wieder nicht sein, weil sonst der Glaube keine freie Entscheidung mehr wäre.

Wem diese Zusammenfassung zu simplifizierend erscheint, findet sie seit August 2013 (und im Juni 2014 bereits in der 5. Auflage) nur bestätigt in dem Buch von Kurt Flasch: Warum ich kein Christ bin – Bericht und Argumentation. Der Autor beschreibt, was viele Gläubige, auch Theologen, quält und schier zur Verzweiflung treibt.

Trotzdem sind alle mir bekannten Fundamentaltheologien weiterhin zumindest der Überzeugung, die Vernunft könne die Möglichkeit einer Offenbarung erweisen. Demgegenüber trifft es zwar zu, dass man nicht die Unmöglichkeit einer Offenbarung nachweisen kann, aber dies ist durchaus noch kein Beweis ihrer Möglichkeit. In der Jurisprudenz ist ja ein Freispruch mangels Beweisen auch noch nicht der Beweis von Unschuld.

Religionsphilosophisch könnte man diese Ansätze als Spielarten einer klassischen Substanzmetaphysik bezeichnen. Gott und seine Offenbarung sind Objekte der vernünftigen Erkenntnis. Sie stehen in ihrem Sein in Wechselwirkung zu anderen Seienden. In Strömungen wie der Prozesstheologie kann man anhand dieser Wechselwirkungen geradezu Gott beobachten.

### **Eine Alternative**

In diametralem Gegensatz dazu steht das Werk von Peter Knauer SJ, Der Glaube kommt vom Hören – Ökumenische Fundamentaltheologie. Es erschien zum ersten Mal 1978 und ist seit

Oktober 2015 in 7. Auflage, erneut gründlich bearbeitet, wieder verfügbar.<sup>1</sup> Anstatt den christlichen Glauben plausibel machen zu wollen, stellt das Buch ihn zunächst in geradezu erschreckender Weise völlig in Frage. Mehr noch, der Autor provoziert geradezu jeden denkbaren Widerspruch, damit sich der Glaube vor der Vernunft verantworten muss. Knauer fordert eine logisch kohärente Auseinandersetzung mit der christlichen Botschaft, die ohne Vorannahmen auskommt. Man kann seinen Ansatz auch als hermeneutische (verstehensorientierte) Fundamentaltheologie bezeichnen.

Mit „logisch kohärenter Auseinandersetzung“ ist gemeint, dass man zunächst die grundlegenden Fragen identifizieren muss und erst *nach ihrer* Beantwortung zu denjenigen Fragen geht, die sich erst jetzt richtig verstehen lassen. In der Physik müsste man also erst die Schwerkraft erklären, bevor man sich daran macht, die Fallgesetze zu berechnen. Dieser Logik zufolge sind auch die Fragen an die christliche Botschaft in ihrer natürlichen und sachgemäßen Reihenfolge zu stellen.

### **Zur Reihenfolge der Fragen**

Eine hermeneutische Fundamentaltheologie beginnt zwangsläufig mit der Frage nach ihrem eigenen sachgemäßen Anfang. Das kann zum Beispiel nicht die Frage nach dem Sinn des Lebens oder dem Grund für das Leiden sein; diese Fragen werden nie zum Namen Jesu führen. Es kann auch nicht die Frage nach der Existenz Gottes sein. Denn danach zu fragen ist vollkommen sinnlos, solange man nicht einmal wirklich die Bedeutung des Wortes „Gott“ kennt. Vielmehr kann christliche Fundamentaltheologie nur dadurch in Gang kommen, dass einem die christliche Botschaft geschichtlich bereits begegnet ist (was man nicht durch die eigene Erfindung herstellen kann) und man *sie* zu befragen beginnt.

Die christliche Botschaft beansprucht von sich, „Wort Gottes“ zu sein, und bittet deshalb um Gehör, weil sie Menschen aus der mit seiner Todesverfallenheit mitgegebenen Macht der Angst um sich selbst befreien könne, die sonst immer wieder die Wurzel aller Unmenschlichkeit ist. „Wort Gottes“ ist daher der Grundbegriff dieser Fundamentaltheologie. Aber es steht natürlich noch keineswegs von vornherein fest, dass die christliche Botschaft tatsächlich „Wort Gottes“ ist. Zunächst ist nur danach zu fragen, wie denn die christliche Botschaft gemäß ihrem Anspruch tatsächlich als „Wort Gottes“ verstanden werden kann.

Die logisch erste Frage ist dann, wer denn „Gott“ überhaupt sein soll, nicht aber zum Beispiel, woher die christliche Botschaft denn wissen wolle, dass sie „Wort Gottes“ sei; denn man weiß ja noch gar nicht, was mit „Wort Gottes“ gemeint ist.

### **Die Schöpfungslehre als Ausgangspunkt „relationaler Ontologie“**

Eine Antwort auf die Frage, was das Wort „Gott“ im Kontext der christlichen Rede von „Wort Gottes“ bedeuten soll, scheint deshalb zunächst schwierig zu sein, weil die christliche Botschaft ja seit jeher sagt, Gott falle gar nicht unter Begriffe, sondern sei „unbegreiflich“. Man kann ihn auch nicht wenigstens „ein Stück weit“ begreifen, sondern einfachhin nicht. Aber wie kann man dann überhaupt noch von ihm reden? Anstatt jetzt zu spekulieren, kann nur konsequenterweise die christliche Botschaft selbst gefragt werden, und sie behauptet, man

---

<sup>1</sup> Peter Knauer, *Der Glaube kommt vom Hören – Ökumenische Fundamentaltheologie*, 7. Auflage, neu bearbeitet, Norderstedt: Books on Demand 2015, ISBN 9783783637168, 432 S. (davon 23 Seiten mit farbigen Grafiken), auf Bestellung erhältlich im Buchhandel oder <http://www.bod.de/buchshop.html> für € 15.00.

könne Gott aus der Schöpfung erkennen. Der Grund unserer Rede von Gott ist einfachhin alles, was existiert.

Bereits an dieser Stelle unterscheidet sich der Ansatz des Autors von sonstigen Fundamentalthologien. In seiner Erklärung des Schöpfungsbegriffs führt Knauer den Nachweis, dass man die gesamte Welt – aufgrund ihrer dialektischen Struktur als Einheit von Gegensätzen – nur dann widerspruchsfrei beschreiben kann, wenn man sie als ein „restloses Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ versteht. Das Woraufhin eines solchen restlosen (und damit auch einseitigen) Bezogenseins nennt die christliche Botschaft „Gott“. Gott ist „ohne wen nichts ist“. Man begreift also von Gott immer nur das von ihm Verschiedene, das auf ihn verweist. Es bleibt bei der Unbegreiflichkeit Gottes, die aber nicht dasselbe wie Unerkennbarkeit ist. Jedenfalls wissen wir nicht erst, wer Gott ist, um dann im zweiten Schritt zu sagen, die Welt sei seine Schöpfung, sondern auch nach kirchlicher Lehre ist es nur von der Geschöpflichkeit der Welt her möglich, hinweisend („analog“) in Bezug auf Gott sinnvoll zu sprechen. Die Welt wird nicht durch Gott erklärt sondern durch ihre Geschöpflichkeit. Gott kann grundsätzlich nie „verwendet“ werden, auch nicht zu „Erklärungsversuchen“ oder sonstigen Argumentationen. „Aus dem Nichts geschaffen sein“ bedeutet: Könnten wir unser Geschaffensein beseitigen, bliebe nichts von uns übrig. Unser Sein und unser Geschaffensein sind formal identisch. Anders gesagt, es gibt nicht erst die Welt und dann ist sie auf den Schöpfer bezogen, sondern in dem Maße, in dem sie überhaupt ist, ist sie bereits restlos geschaffen und somit Verweis auf Gott, eben "Relation". Geschaffensein ist keine zusätzliche Eigenschaft der Welt, sondern sie selbst. Aufgrund dieser Einsicht versteht der Autor seinen Ansatz als „relationale Ontologie“.

### **Neue Fragen entstehen**

Bereits hier zeigt sich die Kraft dieses Ansatzes. In einer relationalen Ontologie kann man Gott kein „Zulassen“ mehr zuschreiben. Die Theodizeefrage in ihrer gängigen Form „wie kann Gott das Leid zulassen?“ stellt sich Gottes Allmacht nur wie eine ins Unendliche gesteigerte weltliche Macht vor und lokalisiert Gott damit in der Welt als dem Bereich der Wechselwirkungen. Die Theodizeefrage beruht selber bereits auf logischen Widersprüchen und bedarf deshalb keiner Antwort. Sie ist vielmehr durch die Frage zu ersetzen, was der Glaube für den Umgang mit dem Leid ausmacht. Auch die immer wieder gehörte Frage, warum Gott dies oder jenes existieren lässt oder geschaffen hat, setzt fälschlich voraus, dass wir mit unserem Denken noch über Gott und Welt stünden.

Die relationale Ontologie verweist auf tiefer liegende Probleme. Denn dieses so gewonnene Gottesverständnis, wonach zwar nichts ohne Gott existieren kann, Gott selbst aber kein Systembestandteil der Welt ist, sondern „im unzugänglichen Licht wohnt“ (1 Tim 6,16), läuft paradoxerweise gerade auf den größten denkbaren Einwand gegen die Rede von einem „Wort Gottes“ hinaus. Geschaffensein ist eine einseitige Relation auf Gott, in der die Welt und alles in ihr vollkommen aufgeht. „Wort Gottes“ schiene aber so etwas wie eine Zuwendung Gottes zur Welt auszusagen und ihn damit auf die Welt zu beziehen und insofern von ihr abhängig zu machen. Aber damit würde bereits das „Aus dem Nichts Geschaffensein der Welt“ wieder bestritten. Sie ginge ja nicht mehr restlos in ihrem Bezogensein auf Gott auf, sondern wäre ihrerseits für eine Beziehung Gottes auf sie konstituierend. Gott wäre nicht mehr Gott, sondern doch wieder Systembestandteil der Welt.

Wieder folgt Knauer seinem Ansatz, die christliche Botschaft daraufhin zu befragen, ob sie auf diesen Einwand antworten kann. Kann sie sich selber gerade durch ihren Inhalt als „Wort Gottes“ verständlich machen?

## **Die Dreifaltigkeitslehre ist die Lösung, nicht das Problem**

Wer Christ wird, wird hinein getauft in den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Zur Erklärung greift Knauer auf die Formulierung des Konzils von Florenz (1439–1445) zurück: Die christliche Botschaft spricht von Gott als Vater, Sohn und Heiligem Geist, einem einzigen Gott in drei voneinander unterschiedenen Personen (drei Selbstpräsenzen ein und derselben Wirklichkeit). Der Vater ist Selbstpräsenz Gottes (Relation der Wirklichkeit Gottes auf sich selbst) ohne Ursprung. Der Sohn ist eine Selbstpräsenz Gottes, die den Vater als ihren Ursprung voraussetzt. Und der Heilige Geist als die Liebe zwischen beiden ist eine Selbstpräsenz Gottes, die von Ewigkeit her den Vater und den Sohn voraussetzt als ihren einen Ursprung. Weil aber der Sohn alles, was er ist oder hat, vom Vater und von ihm allein hat, hat er auch dies vom Vater allein, zusammen mit ihm Mitursprung des Heiligen Geistes zu sein. Deshalb kann man mit den Ostkirchen vom Vater als dem alleinigen Letztursprung des Heiligen Geistes sprechen.

In der relationalen Ontologie erscheint die Taufe als Offenlegung, dass wir bereits hineingeschaffen sind in die ewige Liebe zwischen Vater und Sohn, die der Heilige Geist ist. Gott hat keine andere Liebe als diese, die ewig und unbedingt ist. Gottes Liebe zur Welt hat von vornherein nicht ihr Maß an der Welt und wird auch nicht von der Welt konstituiert und unterliegt keinem Wandel. Aber nur in einem dreifaltigen Gottesverständnis kann man überhaupt von Gemeinschaft der Schöpfung mit Gott definitiv sinnvoll sprechen.

Anders als für andere Autoren stellt Knauer die Dreifaltigkeit Gottes nicht als unverständliches Geheimnis dar. Selbst wenn es im neuen Gotteslob in einem Dreifaltigkeitslied heißt: „Was wir auf Erden nicht verstehn, lass uns dereinst im Himmel sehn.“ (Nr. 356,6) Aber wie könnte ein „Wort Gottes“ überzeugend sein, wenn man es gar nicht versteht?

Knauer versteht unter einem Glaubensgeheimnis etwas, was man nicht an der Welt ablesen kann und was deshalb eigens zur Welt dazugesagt werden muss; und man kann es als wahr nur im Glauben selbst erkennen. Aber mit logischen Schwierigkeiten, Rätselhaftigkeit oder gar Unverständlichkeit hat dies überhaupt nichts zu tun. Darin entspricht der Autor der liturgischen Regel, dass in jeder Eucharistiefeier die Gläubigen aufgefordert werden, das "Geheimnis des Glaubens" laut auszusprechen - eben damit es kein Geheimnis mehr bleibt. Dogmen wie die Dreifaltigkeit Gottes sind nicht Aussagen, die man ohne zu fragen anzunehmen hat im Sinn von „das muss man eben glauben“, sondern es sind in Wirklichkeit Aussagen, von denen garantiert wird, dass gerade ihnen nachzufragen sich lohnt.

## **Das "Wort" Gottes als Problem in der relationalen Ontologie**

Stellt sich nicht mit der Aussage, dass es gar nicht an der Welt ablesbar sein kann, dass sie in die Liebe zwischen Gott und Gott, zwischen dem Vater und dem Sohn, die der Heilige Geist ist, aufgenommen ist, wieder ein neues, scheinbar unlösbares Problem? Woher kann man dann überhaupt darum wissen? Und existiert nicht „Wort“ nur als Kommunikation unter Menschen? Wie kann denn ein Wort, das doch nur ein menschliches Wort sein kann, wirklich „Gottes Wort“ sein?

Wieder wird diese Frage an die christliche Botschaft selber gestellt. Sie antwortet darauf durch ihre Rede von der Menschwerdung des Sohnes. An ihn als den Sohn Gottes glauben – was die Zusammenfassung des ganzen christlichen Glaubens ist –, bedeutet, aufgrund seines menschlichen Wortes darauf zu vertrauen, zusammen mit ihm und nach seinem Maß von Gott mit der Liebe angenommen zu sein, in der Gott ihm als dem Sohn von Ewigkeit her zugewandt ist.

Das christologische Dogma von Chalkedon erläutert, Jesus Christus sei als der Sohn wahrer Gott und wahrer Mensch, und zwar – darauf kommt es an – „ohne Vermischung“ und „ohne Trennung“. Gewöhnlich sind Theologen angesichts dieser Formulierung vollkommen ratlos. In der üblichen Substanzmetaphysik gibt es nur entweder Trennung oder Vermischung, aber nicht weder das eine noch das andere. Ein Glas Wein und ein Glas Wasser kann man nur entweder vermischen oder man muss sie getrennt voneinander halten; ein Drittes scheint es nicht zu geben und lässt sich auch nicht benennen. Im Youcat zum Beispiel kann man lesen: „Die berühmte Formel ‚ungetrennt und unvermischt‘ (Konzil von Chalkedon) versucht nicht zu erklären, was für den menschlichen Verstand zu hoch ist, sondern hält sozusagen die Eckpunkte des Glaubens fest. Sie bezeichnet die ‚Richtung‘, in der das Geheimnis der Person Jesu Christi gesucht werden kann.“ (Nr. 77).

"Si tacuisses" möchte man sagen. Denn unter Voraussetzung einer relationalen Ontologie stellt sich das Problem nicht. Unser Glaube hat nichts Kompliziertes an sich. „Ohne Vermischung“ heißt: Gottsein und Menschsein sind nicht dasselbe, sondern voneinander unterschieden. Das eine ist nicht das andere. Sie haben weder eine gemeinsame Schnittmenge noch auch nur einen Berührungspunkt. Und „ohne Trennung“ bedeutet, dass sie aber durch die Relation der göttlichen Selbstpräsenz, die der Sohn ist, miteinander verbunden sind. Der Mensch Jesus mit seiner menschlichen Selbstpräsenz ist hineingeschaffen in die Beziehung der Selbstpräsenz Gottes, die der Sohn ist. Da diese seine letzte und tragende Selbstpräsenz ist, macht sie seine Person aus. Man spricht deshalb von der „hypostatischen Union“. Dabei bleibt seine menschliche Selbstpräsenz, die man im Unterschied zu „Person“ als seine menschliche „Persönlichkeit“ bezeichnen könnte, voll erhalten. Ihm fehlt nichts von all dem, was auch jeder andere Mensch hat. Es ist das eine göttliche Personsein, das Menschsein und Gottsein miteinander verbindet. Für „ohne Vermischung“ kann man auch „unterschieden“ sagen, und für „ohne Trennung“ „verbunden“. Man darf natürlich nicht, wie es sonst gerade in theologischen Schriften aufgrund einer bloßen Substanzmetaphysik immer wieder geschieht, „unterscheiden“ mit „trennen“ verwechseln.

Aufgrund heutiger Glaubensverkündigung hat man im Glauben Zugang dazu, dass der Urheber der christlichen Botschaft selber der Sohn ist, in dessen Verhältnis zum Vater, nämlich die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn, die der Heilige Geist ist, wir Menschen hineingeschaffen sind. Die Glaubenden sind diejenigen, die dies aufgrund der Botschaft Jesu bereits vertrauend erkannt haben und es weitersagen. Denn es ist eine Botschaft, die die ganze Welt umfasst und angeht. Der Sohn Gottes ist also Mensch geworden, um uns in menschlichem Wort sagen zu können, dass und wie wir durch ihn mit Gott Gemeinschaft haben. Um dieser Botschaft willen und weil er für sie Anhänger gefunden hat, wurde er gekreuzigt.

### **Die Kirche in den Kirchen**

Die eine, heilige katholische und apostolische Kirche ließe sich dann als das fortdauernde Geschehen der Weitergabe des Wortes Gottes definieren; sie subsistiert (= ist voll gegenwärtig) in der römisch katholischen Kirche, aber natürlich auch in allen anderen christlichen Kirchen, die tatsächlich den Glauben als das Anteilhaben am Gottesverhältnis Jesu verkünden. Irenäus von Lyon sagt: „Da der Glaube ein und derselbe ist, hat keiner mehr, der viel über ihn sagen kann, und keiner hat weniger, der wenig über ihn sagen kann.“

Der christliche Glaube ist also nicht ein aus vielen Einzelwahrheiten, wenn auch dann wenigstens harmonisch, zusammengesetztes Ganzes, sondern die vielen einzelnen Glaubens-

aussagen entfalten immer nur das eine und einzige Grundgeheimnis des Glaubens, das Geheimnis der Gemeinschaft mit Gott durch Jesus Christus in der Anteilhabe an seinem Verhältnis zum Vater. Dagegen stellt die verbreitete, aber doch eher abwegige Vorstellung, dass jemand einen unvollständigen Glauben haben könnte, eines der Haupthindernisse für die ökumenische Verständigung dar; sie ist gleichsam der Balken im eigenen Auge und sollte dort heftige Schmerzen verursachen.

Niemand kann sich den christlichen Glauben selber ausdenken; aufgrund seines Wesens kann man ihn nur von anderen gesagt bekommen: „Der Glaube kommt vom Hören“ (Röm 10,17). Dies gilt nicht nur von jedem einzelnen Christen, sondern auch von jeder christlichen Gemeinde. Die der Kirche unverlierbare [!] (vgl. Lumen gentium 27,2) Amtsstruktur ist darin begründet, dass es seinen Ausdruck finden können (aber nicht müssen) muss, dass auch der Glaube aller zusammen noch immer vom Hören kommt. Dies kann zuweilen latent bleiben, aber als notwendige Möglichkeit von Amtsträgern kann die Amtsstruktur niemals völlig fehlen. Einzelne Glaubende kann es ohnehin nur aufgrund ihrer Gemeinschaft mit anderen Glaubenden geben.

Wie von der Menschwerdung des Sohnes, so kann man nach LG 8,1 von einer Kirchewerdung des Heiligen Geistes sprechen. Der Heilige Geist ist ein und derselbe in Christus und in den Glaubenden, und das macht das Wesen der Kirche aus.

### **Eine neue Gnadentheologie**

Doch könnte der Begriff „Wort Gottes“ noch immer ein großes Problem stellen. Wie kann denn eine nur einseitig auf Gott bezogene Welt jemals die Gnade Gottes, die Gemeinschaft mit Gott empfangen? Es ist doch gar nicht möglich, dass sie wie von außen in den Bereich der Gnade Gottes hineingelangt bzw. aus eigener Kraft Gottes Gnade annehmen kann. Wie kann ein Endliches des Unendlichen fähig sein?

Auch darauf antwortet die christliche Botschaft selber mit der Aussage, dass alles von vornherein in Christus geschaffen sei. Zum Glauben kommen, bedeutet dann bloß, die Illusion aufzugeben, die von vornherein nur eine Illusion war, dass man in der eigenen Todesverfallenheit letztlich auf sich allein gestellt sei.

### **Vernunft und Glaube: kein Problem mehr**

Für diese neue Fundamentaltheologie stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Vernunft und Glaube überhaupt erst jetzt, nachdem zuerst erläutert worden ist, worum es in der christlichen Botschaft und im Glauben letztlich und im Grunde geht.

Der christliche Glaube kann sich keineswegs auf irgendwelche Vernunftgründe stützen. Er ist gar nicht „glaubwürdig“ im Sinn einer bloßen Plausibilität. Man kann nicht einmal mit der Vernunft positiv nachweisen, dass der christliche Glaube nicht widersprüchlich ist.

Es muss jedoch möglich sein, alle *Einwände* der Vernunft gegen den Glauben auf dem Feld der Vernunft selbst zu entkräften. Also müssen sich auch alle eventuellen Versuche, dem Glauben Widersprüchlichkeit nachzuweisen, mit der Vernunft als nicht stichhaltig aufzeigen lassen. Die Vernunft dient dem Glauben nicht als Stütze, sondern wie ein Türhüter gegen alle Missverständnisse. Deshalb ist der Glaube an einer möglichst kritischen Vernunft geradezu mehr als an seiner eigenen Wahrheit interessiert. Dem Aberglauben hingegen ist nichts lie-

ber, als den Glauben öffentlich innig zu umschlingen, während dem Glauben nichts unerträglicher als eben dies ist. Doch gegen Aberglauben hilft gerade in der Sicht des Glaubens nur die Vernunft.

Statt von einer „Glaubwürdigkeit“ des christlichen Botschaft zu sprechen, sollte man von ihrer „Glaubens-Würdigkeit“ sprechen. Sie ist desjenigen Glaubens wert, der nach 1 Kor 12,3 das offenbare Erfülltsein vom Heiligen Geist ist.

### **Glaube und Moral im neuen Verhältnis**

Wie wirkt sich christlicher Glaube auf das Handeln aus? Er bringt keine neuen sittlichen Verpflichtungen mit sich, sondern befreit aus der Macht derjenigen Angst des Menschen um sich, die ihn sonst daran hindert, die bereits mit seinem bloßen Menschsein mitgegebenen Verpflichtungen zu erfüllen. Die Moral erfordert geradezu den Glauben als eine Motivation, das umzusetzen, was das Gewissen schon im Vorfeld des Glaubens einfordert.<sup>2</sup>

### **Fazit**

Das Werk behandelt alle Probleme, die heutige Menschen mit dem christlichen Glauben haben, solange er ihnen nur wie im verschlossenen Briefumschlag weitergegeben wird: Angefangen von Schöpfung über Theodizeefrage bis zu Erbsünde, Unbefleckte Empfängnis Mariens, Jungfrauengeburt, Wunder, Erlösung durch das Kreuz, Auferstehung, Himmelfahrt, Inspiration, Kanon, Schrift allein oder Schrift und Tradition, Verhältnis zu anderen Religionen, Sakramente, Transsubstantiation, Hierarchie, Unfehlbarkeit, Zölibat, selbst Frauenordination. Für alle diese Probleme wird eine leicht verstehbare und kaum widerlegbare Antwort gegeben.

Auf diesem Hintergrund wirkt es befremdlich, dass die meisten Vertreter der klassischen Substanzmetaphysik keine Stellung zu dem Werk beziehen, und wenn, dann manchmal in polemischer Weise. Es scheint, als wäre das Bewahren der Probleme wertvoller als das Lösen. Der interessierte Leser aber erlebt dabei „eine Überraschung nach der anderen“ (Herder Korrespondenz). Es ist ein „sympathisches Buch, das [...] ganz römisch katholisch ist und dabei evangelisch argumentiert“ (Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim). In seinem Ansatz liegt es den konfessionellen Differenzen voraus. Es fordert nur zum durch nichts ersetzbareren aufmerksamem und kritischen Mitdenken auf, und das wird man wohl nicht im Ernst als einen Nachteil ansehen können.

---

MThZ 68 (2017) 89-92

PETER KNAUER, *Der Glaube kommt vom Hören. Ökumenische Fundamentaltheologie*, 7. Auflage, neu bearbeitet, Norderstedt: Book on Demand 2015, 430 S., 15,00 €. ISBN 9-783-7386-3716-8.

Wer ein wegweisendes Buch in der Theologie unserer Tage sucht, kann es hier finden. In siebenter, neu bearbeiteter Auflage ist nun die Fundamentaltheologie Peter Knauers erschienen, deren 1. Auflage 1978 im Verlag Styria veröffentlicht wurde.

---

<sup>2</sup> Die Frage, was vom Gewissen eingefordert werden darf oder muss, beantwortet Knauer in Überarbeitung eines Ansatzes von Thomas von Aquin in Peter Knauer, *Handlungsnetze – Über das Grundprinzip der Ethik*, Frankfurt 2002, Books on Demand: ISBN 3-8311-0513-8.



Wegweisend ist dieses Buch deshalb, weil es mit den herkömmlichen Denkmustern der Fundamentaltheologie bricht, zahlreiche seit Jahrhunderten immer wieder diskutierte und scheinbar unlösbare Probleme (z. B. Schöpfung vs. Naturwissenschaft, Theodizee, Inspiration der Schrift, Freiheit und Gnade usw.) in verblüffender Weise auflöst und als obsolet erscheinen lässt, konsequent ökumenisch ist und das Ganze des christlichen Glaubens in elementarer Weise systematisch neu durchdenkt und dabei durch und durch kirchlich bleibt. Diese Fundamentaltheologie stellt eine kleine Summe des christlichen Glaubens dar, wobei „Summe“ nicht eine Addition von Glaubens-„inhalten“ meint, sondern die intelligente Entfaltung des einen Grundgeheimnisses „Gemeinschaft mit Gott“, wie sie von der ursprünglichen christlichen Botschaft verkündet wird. Das Werk kann auch als „Elementartheologie“ bezeichnet werden, weil es ganz elementar fragt: Worum geht es eigentlich im christlichen Glauben? Sein Ausgangspunkt besteht nicht in einer spekulativen Frage nach Sinn oder nach der Existenz Gottes, sondern schlicht und einfach im Konfrontiertsein mit der christlichen Botschaft, die von sich behauptet, als Gottes Wort dem Menschen die Gewissheit zu geben, nicht gottverlassen und in Angst um sich selbst leben zu müssen, sondern Gemeinschaft mit Gott zu haben. K. setzt diese Botschaft einer unerbittlichen Befragung aus. Diese erweist sich dann geradezu als Brieföffner zum Verstehen des christlichen Glaubens. Die erste alles entscheidende Frage lautet denn auch, wer denn der Gott der christlichen Botschaft überhaupt sein soll und wie sich die Rede von ihm damit vereinbaren lässt, dass er gar nicht unter Begriffe (= unbegreiflich) fällt.

So wird im ersten Hauptteil des Buches *Der Inhalt der christlichen Botschaft* (21-218) zunächst dieser Frage nachgegangen (25-42). Dabei wird nicht philosophisch spekuliert, sondern das Gottesverständnis wie es sich in der Schrift und in der kirchlichen Tradition artikuliert, zugrunde gelegt, wonach Gott „in unzugänglichem Licht wohnt“ und der „Schöpfer“ der Welt ist. Danach ist Gott „ohne Wens nichts ist“. Hier spielt der Begriff des Geschaffenseins eine zentrale Rolle. Zugänglich ist uns nur die Welt und nur sie ist der Grund, warum wir überhaupt von Gott sprechen. K. bezeichnet die Welt als „geschaffen“, bricht dabei aber völlig mit den herkömmlichen Vorstellungen; denn wir wissen ja nicht erst, wer Gott ist, um dann zu sagen, er habe die Welt geschaffen. Zugänglich ist uns nur die Welt. Diese gibt bereits zu denken, weil sie dem Menschen von jeher als problematisch und in sich widersprüchlich erscheint. Diese Widerspruchsproblematik lässt sich nach K. nur lösen, wenn man die Welt als „geschaffen“ bezeichnet und damit als ein „restloses Bezogensein auf .../in restloser Verschiedenheit von ...“ definiert. Erst so wird es möglich, die Welt als ontologisch restlos abhängig von einer Wirklichkeit zu begreifen, die selbst nicht Teil des Ganzen der Wirklichkeit ist und deshalb „Gott“ genannt werden kann. Daraus entwickelt K. seinen Geschöpflichkeitsbeweis, der die Aporien der herkömmlichen Gottesbeweise vermeidet (42-56). Er argumentiert nicht mit Gott, sondern allein mit der Welt. Das Argument besteht darin, zu zeigen, dass die Behauptung, die Welt sei nicht geschaffen, einen kontradiktorischen Widerspruch enthält. Hier wird das Neue und Wegweisende von K.s Konzeption besonders deutlich: Das Geschaffensein der Welt ist kein Glaubensgegenstand, sondern eine vernünftige Einsicht, die jedermann zuzumuten ist. Erst nach Anerkennung des Geschaffenseins der Welt lässt sich verstehen, wer mit Gott gemeint ist. Die Schöpfungslehre meint auch keine Weltentstehungstheorie, die in Konkurrenz zu anderen stünde, sondern umfasst sie alle. Damit beantwortet K. auch die Frage, wie man von einem Gott, der nicht unter Begriffe fällt, sachgemäß reden kann, ohne ihn zu einem Systembaustein unseres Denkens zu machen.

Wenn dieser Ansatz K.s bisher wenig rezipiert und sehr oft missverstanden worden ist, dann dürfte das in erster Linie daran liegen, dass K. – im Unterschied zum eher substanzontologischen Denken der Mainstreamtheologie – relationalontologisch denkt. Geschaffensein ist ein (substanzialer) Relationsbegriff und eben nicht ein (akzidentelles) Bezogensein Gottes auf die Welt, sondern ein substanzialles Bezogensein der Welt auf Gott. Die „Substanz“ der Welt geht gerade in ihrem Bezogensein auf Gott „restlos“ auf und wird dadurch begründet. Dieses Denken ist zunächst ungewohnt und scheint unserem Alltagsdenken zu widersprechen. Wer sich jedoch dort hineindenkt, wird auch Gewinn für den Alltag daraus ziehen.

Aus dem Geschaffensein der Welt resultiert folgerichtig auch die Problematisierung des Offenbarungsbegriffs (83-87). Dabei unterscheidet K. zwischen Wort Gottes im „uneigentlichen“ und im „eigentlichen Sinn“. Mit ersterem ist die Welt gemeint, insofern sie den Menschen in seinem Gewissen beansprucht und zum Guten verpflichtet. Daraus entwickelt K. eine ethische Handlungstheorie auf der Grundlage eines neu interpretierten Prinzips der Doppelwirkung (90-112). Auf diese Weise trägt er der Verschiedenheit und zugleich Untrennbarkeit von Glaube und Ethik Rechnung. Wort Gottes im eigentlichen Sinn ist dagegen die Selbstmitteilung Gottes in seinem Wort an sein Geschöpf. Dieser Begriff erweist sich zunächst als zutiefst problematisch. Diese Problematik wird in der Mainstreamtheologie erstaunlicherweise kaum wahrgenommen. Wie aber kann ein Wort Gottes überhaupt sinnvoll gedacht werden? Denn wenn die Welt ganz und gar darin aufgeht, geschaffen zu sein, dann kann sie unmöglich der konstitutive Terminus einer Relation Gottes auf sie sein. K. macht die bereits in der mittelalterlichen Theologie (Thomas) wahrgenommene Einsicht in die restlose Einseitigkeit der Relation des Geschaffenen auf Gott, die zu den verdrängten Wahrheiten der modernen Theologie zählt, für die Theologie fruchtbar. Vernünftig betrachtet kann Offenbarung eigentlich gar nicht im Erwartungshorizont des Menschen liegen. Anstatt nun zu versuchen, dieses grundlegende Problem mit philosophischen Mitteln zu lösen (die es nicht gibt), fragt K., ob die christliche Botschaft selbst eine Antwort darauf hat. Knauer zeigt, dass diese ganz elementar mit ihrem Inhalt auf dieses Problem antwortet. Das trinitarische Gottesverständnis erweist sich als diese Antwort und eben nicht als ein zusätzliches und rätselhaftes Glaubensgeheimnis. Die christliche Botschaft verkündet die Welt als bereits hineingeschaffen in die Liebe des Vaters zum Sohn. Nur so lässt sich Gemeinschaft mit Gott verstehen. Die Relation Gottes zur Welt hat also nicht in der Welt ihren konstitutiven Terminus, sondern im Sohn. Die Liebe, mit der Gott die Welt liebt, ist die Liebe, mit der der Vater von Ewigkeit her seinem Sohn zugewandt und die der Heilige Geist ist.

Der Mitvollzug des relationalen Denkens ist dabei eine unbedingte Verstehensvoraussetzung für das knauersche Denken. Wie ein Wollknäuel rollen sich dann die übrigen theologischen Themen ab (112-218): die immanente Trinitätstheologie sowie die christologische Formel von Chalzedon lassen sich in diesem Denken lupenrein verstehen. Ein Aha-Erlebnis folgt auf das andere. Positiv ist anzumerken, dass die Bedeutung der Pneumatologie für das Ganze des Glaubens und speziell für die Ekklesiologie erfasst wird und damit auch ein wichtiger ökumenischer Brückenschlag zur Theologie des östlichen Christentums gelingt.

Der zweite Hauptteil (219-321) *Die Weitergabe der christlichen Botschaft* ergibt sich folgerichtig aus dem im ersten Teil grundgelegten Glaubensverständnis. Auch hier erfahren die traditionellen Fragen nach der Autorität der Schrift, nach dem Verhältnis der biblischen Testamente und dem von Schrift und Tradition sowie die Frage nach der Autorität und Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramts ganz neue und wegweisende Antworten. Man erkennt dabei durchgehend die ökumenische Ausrichtung K.s, der zahlreiche frappierende Lösungsvorschläge für die kontroverstheologischen Streitfragen macht.

Der dritte Teil *Die Verantwortbarkeit der Glaubenszustimmung zur christlichen Botschaft* (322-399) behandelt zentral die Frage nach der Verantwortbarkeit des Glaubens vor dem Forum der Vernunft. K. zeigt, dass die Vernunft keine Begründungsfunktion, sondern eine „Filterfunktion“ für den Glauben hat und der Glaube sich nicht in den Rahmen der Vernunft einordnen, sondern seinerseits zum Rahmen der Vernunft wird. K. entgeht in seiner Konzeption sowohl dem Rationalismus als auch dem Fideismus. Die christliche Botschaft gründet im Wort Gottes allein und hat keine weiteren Plausibilitätsgründe als flankierende Maßnahmen nötig. Doch der Begriff „Wort Gottes“ lässt sich vor der Vernunft verantworten, und zwar so, dass alle Vernunfteinwände auf dem Feld der Vernunft selbst, also mit Vernunftgründen, entkräftet werden können. Nur so lässt sich wohl auch der Anspruch der Theologie, Wissenschaft zu sein, einlösen! Damit wird auch der Wagnischarakter des Glaubens besonders deutlich, ohne deshalb irrational zu sein.

Außerordentlich wohltuend und auch ökumenisch relevant ist in K.s Theologie, dass sie deutlich herausstellt, dass der Glaube nicht zusammengesetzt ist aus einer Vielzahl von Glaubenswahrheiten;

denn Gemeinschaft mit Gott ist das einzige und unüberbietbare Glaubensgeheimnis. Die einzelnen Glaubensaussagen sind dann folgerichtige Erläuterungen und Entfaltungen dieses einen Glaubensgeheimnisses.

Charakteristisch für das Werk sind die genauen Begriffsdefinitionen, das klare und folgerichtige und überaus differenzierte Denken sowie das hohe Reflexionsniveau. Auch wer Knauers Ansatz nicht teilt, findet hier eine Schule des Denkens.

Im Anhang findet sich ein Verzeichnis von Rezensionen und Stellungnahmen (408-413) zu den vorhergehenden Auflagen. Mehrere hilfreiche Indices runden das Werk ab.

Zur Neubearbeitung zählen mehrere inhaltliche Korrekturen, auf die in Fußnoten eigens hingewiesen wird. So wird vor allem der Relationsbegriff neu und ausführlicher erläutert. 157f. fügt Knauer eine knappe Zusammenfassung der relationalen Ontologie ein. Dies hätte man sich ausführlicher und an anderer Stelle gewünscht, etwa in den methodologischen Vorbemerkungen. Aktualisiert sind auch die Anmerkungen, in denen neuere Literatur berücksichtigt wird, so die Auseinandersetzung mit D. Kraschl und dem „Gottesbeweis“ R. Spaemanns (60). In den dritten Teil hat K. einen eigenen Abschnitt zur Theologie der Religionen eingefügt (385-393), der das Verhältnis des christlichen Glaubens zu den nichtchristlichen Religionen jenseits der üblichen Klassifikationsmodelle von Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus bestimmt und als „Interiorismus“ das Verhältnis der biblischen Testamente als Paradigma für das Verhältnis zu den Religionen begreift. Es wird so möglich, auf der Basis des christlichen Glaubens auch anderen Religionen unüberbietbare Wahrheit zuzuerkennen, ohne die eigene auch nur im geringsten zu relativieren.

Besonders hervorzuheben sind die vielen neuen farbigen Graphiken im Text, die das Verstehen erleichtern, sowie – wie in der vorigen Auflage – die Verständnisfragen, die am Schluss jedes Abschnitts formuliert werden. Das Buch erscheint deshalb auch als Lehrbuch für Theologiestudenten besonders geeignet. Hilfreich sind in diesem Zusammenhang auch die zusammenfassenden Thesen (400-407), denen eine Vorbemerkung vorausgeht, wie man bei der Entfaltung solcher Thesen methodisch am besten vorgeht.

Bedauerlich ist, dass die neue Auflage des Buches im Verlag *Books on Demand* erschienen ist. Dadurch ist es zwar für € 15 sehr erschwinglich, liegt aber in keiner Buchhandlung aus, sondern muss eigens gesucht werden. Aber wer sucht, wird finden. Dem Werk ist eine weite Verbreitung zu wünschen.

*Gerhard Gäde*